



Aus Freude am Lesen

Ivo und Stella, Wahlverwandte und Schicksalsgenossen seit frühester Kindheit, sind in leidenschaftlicher Liebe miteinander verbunden. Jeder Versuch, ohne einander zu leben, sich dem Reigen wilder erotischer Begegnungen und hass-erfüllter Streite zu entziehen, scheitert. Es ist eine namenlose Gier, die die beiden immer wieder zueinander treibt. Nino Haratischwili Roman erzählt die Geschichte dieser großen Liebe und fatalen Leidenschaft und enthüllt dabei Schicht für Schicht ein Familiendrama, das Stella und Ivo wie Zwillinge für immer aneinander kettet.

NINO HARATISCHWILI, geboren 1983 in Tiflis, ist preisgekrönte Theaterautorin und -regisseurin. 2008 gewann sie für *Agonie* den Rolf-Mares-Preis, 2010 wurde ihr der Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis verliehen. 2011 erhielt sie für *Mein sanfter Zwilling* den Buchpreis der unabhängigen Verlage. Nino Haratischwili lebt in Hamburg.

Nino Haratischwili

Mein sanfter
Zwilling

Roman

btb

Die Arbeit der Autorin am vorliegenden Buch wurde vom Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2013
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main
2011

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Frankfurter
Verlagsanstalt.

Dieses Werk wurde vermittelt durch Agentur Rachel Gratzfeld,
Zürich.

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München nach einem Entwurf
von Laura J Gerlach (Originalcovergestaltung) unter Verwendung
eines Motives von © Julia Bühle-Nowikowa

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74550-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

»Der Körper des anderen, der einen hindert, seine Seele zu sehen.

Oh, wie ich diese Mauer hasse!«

Marina Zwetajewa

1. TEIL: DORT

Ich sehe dein Gesicht an: so blass, so friedlich, und ich verspüre immer noch das alte, vertraute Gefühl und misstraue ihm, noch während ich es empfinde. Ich frage mich, wie es sein kann, dass ich nichts anderes spüre als diese Nähe. Auch jetzt ...

Ich werde dieses Gefühl niemandem erklären können: Ich darf es nicht empfinden angesichts der Geschehnisse, angesichts der Zukunft, *meiner* Zukunft. Aber es ist so, und langsam nehme ich sie hin, diese Bewegung, die alles zu überdauern scheint.

Allein stehe ich da, zum ersten Mal, in jeglicher Bedeutung des Wortes: gedanklich, körperlich, seelisch. Aber auch diesmal scheint mein Gefühl, dein Gefühl, also das Gefühl, das ich nun, hier, dein Gesicht vor meinen Augen, verspüre, jegliche Angst zu überwinden, sie auszublenden. Es bleibt nur diese ungeheure Nähe, diese Sanftmut.

Ich weiß nicht, wie es sein kann, dass du mir immer diese sanfte Nähe hast geben können; denn kein Gefühl kann sanft sein, weil Sanftheit in sich schon begreift, dass sie nicht währt, dass sie eine Erscheinung ist, die nadelstichartig auftaucht und sich im Nichts verliert. Aber meine Sanftheit dauert an, sie ist eine andere, sie ist dauerhafter als alles andere in meinem Leben. Und ich habe schon lange aufgehört, sie zu hinterfragen ...

So sitze ich hier, ein paar Tage vor meiner Abreise. Ich sitze hier, am Strand, an deinem und meinem Strand, von wo aus wir immer in das kalte Wasser hinausgeschwommen sind, im Sand, der kühl und feucht ist, weil es seit zwei Tagen regnet.

Ich werde gleich meine Haare abschneiden und den neuen Gedanken und dem kühlen Wind kahl begegnen. Strähne für Strähne werde ich leichter, gewichtsloser und vielleicht auch freier. Ich sitze in unserer Bucht, wo sich keiner außer uns hin verirrt hat, weil der Ort so kalt und rau scheint; ich sitze hier, wo ich dir das erste Mal meine Liebe habe darbringen wollen und du sie noch nicht hast annehmen können, wo wir so viele Morgen- und Abendstunden verbracht haben, in den Zeiten, nachdem du wieder die Sprache erlernt hattest; wo wir so oft unsere Geheimnisse, Versprechen, Wünsche, Pläne dem Meer zugeflüstert haben.

Ich sitze hier. Ich sehe dich an, und ich empfinde den Urausch der Nähe, ich tanze diesen Rausch am Grab der Einsamkeit, denn nichts anderes ist die Nähe für mich als eine Verleugnung jeglicher Einsamkeit, ein Sieg aller elementaren, dionysischen Gier.

Ich bin sanft, ich bin weich wie Wolle, und mein Inneres ist seidig glatt – ganz als wäre ich ein Baby, ein Fötus, geborgen, erwünscht und unberührt von der Welt.

Du hast mir so oft gesagt, ich hätte vergessen, wer ich sei, und vielleicht stimmt es sogar. Und vielleicht habe ich es mit dir auch nie gewusst. Vielleicht habe ich es erst erkannt, als ich aufhörte, diese Sanftheit in mir zu bekämpfen, vielleicht erst, als ich mich an ihr satt gegessen hatte, ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass ich nicht du bin, nicht mehr. Und genauso wenig wie das Alleinsein, die Stille, die Fragen, die nach all dem kommen werden, die sich vielleicht in dem Wort *Zukunft* zusammenfassen lassen, macht mir diese Erkenntnis Angst. Ich werde weinen müssen. Alles Einverlebte werde ich hervorwürgen müssen, und keiner wird meine Stirn dabei halten, auch das ist mir bewusst. Aber was macht das schon?

Ich sehe dein Gesicht an. Du bist schön. Nach wie vor bist du wunderschön, und ich muss lächeln. Ich sehe dein Gesicht an und denke, dass ich dir dankbar bin für diese sanfte Nähe und diese grausame Fremdheit. Dass ich diese Nähe – auch wenn ich das Gefühl niemals mehr mit jemandem teilen kann und es damit irgendwann zum Sterben verurteilt ist – loslasse.

Ich sehe dich an.

1.

Eigentlich fing es mit dem Ende an.

An diesem Morgen rief Tulja an und sagte, er sei da. Sie hatte mich geweckt. Mark hatte Theo zur Schule gebracht, und ich war im Bett geblieben – mit dem schlechten Gewissen, nicht aufgestanden zu sein, kein Frühstück gemacht und keine Rolle gespielt zu haben bei dem gemeinsamen Morgen mit meiner Familie –, trotzdem war ich liegen geblieben, die Überwindung meines schlechten Gewissens war leichter, als ich befürchtet hatte, und mein Morgenschlaf es wert, jede Sekunde des grauen Hamburger Morgens zu verpassen.

Nicht lange nachdem die Tür ins Schloss gefallen war, fing das Telefon an zu klingeln, und als es nicht aufhörte, quälte ich mich fluchend, der Vergeudung kostbarer Schlafminuten wegen fast den Tränen nah, aus dem Bett und kroch auf allen vieren zum Telefon, das auf der Kommode lag. Als wäre es ein Naturgesetz, wurde es immer an den unpassendsten Stellen abgelegt.

– Wach auf, ich weiß, dass du da bist. Er ist wieder da.

– Mein Gott, Tulja, weißt du, was du mir gerade antust? Ich habe seit den letzten hundert Jahren zum ersten Mal eine Portion Schlaf bekommen, und jetzt kommst du und weckst mich auf. Also bitte, kannst du nicht später ...

– Nein, kann ich nicht. Versteh endlich! Er ist da, mein Gott, wach auf! Ich kann es nicht fassen. Er ist einfach so reingepplatzt, unser kleiner Adonis, du kannst dir nicht vorstellen, wie gut er aussieht. Morgens um sieben ruft er mich

an und sagt, er sei in der Stadt, er wolle eine Weile hier bleiben, er wolle ...

– Tulja, wer? Von wem redest du, um wen geht es, verdammt noch mal?

– Ivo, Ivo, unser Ivo!

Mir fiel fast das Telefon aus der Hand. Vielleicht ist es mir sogar aus der Hand gefallen, und ich erinnere mich nicht mehr. Ich war so aus der Fassung gebracht, dass ich zurücktaumelte und mich auf die Bettkante setzte. Besser gesagt, ich fiel.

Kein Tag meiner bewussten Erinnerung, an dem ich nicht an ihn gedacht, mich nicht gefragt hatte, was er wohl machte, wo er war, wie es ihm ging. Aber in den sieben Jahren waren diese Gedanken zur Routine geworden, die ruhig, unaufgeregt, selbstverständlich war, so dass ich der festen Überzeugung war, sie hätten nichts mit der Realität zu tun. Ich hatte *meinen* Ivo, der in meinem Kopf lebte und um den ich mich sorgte, aber der eigentliche, der wirkliche Ivo aus Fleisch und Blut, den hatte ich seit sieben Jahren nicht mehr gesehen, er war aus meinem Leben verschwunden, war seinen Weg gegangen, der so weit entfernt von meinem lag, dass jeder Schritt, den er auf diesem Weg gegangen war, ihn immer mehr von mir entfernt hatte.

– Was hat er hier verloren?, war das Gescheiteste, was mir einfiel.

– Woher soll ich das wissen! Er ist erst seit einer Stunde bei mir und gerade raus, um Zigaretten zu kaufen. Da musste ich dich einfach anrufen ...

– Aber er muss doch irgendetwas gesagt haben?

– Ist doch egal, mein Gott. Er ist da, das ist erst mal das

Wichtigste. Er will eine Weile hierbleiben, hat er gesagt, und ich werde nicht versuchen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

– Hat er nach mir gefragt?

– Ich habe ihn erst mal eine Stunde lang abgeküsst, der Arme konnte gar nicht mehr sprechen, ich glaube, ich habe ihn beinahe erwürgt.

Ich erkannte in Tuljas Stimme die beinahe schon vergessene Aufregung wieder, die von ihr Besitz ergriff, immer wenn von ihm die Rede war. Eine Mischung aus mütterlichem Stolz auf ein vom Leben benachteiligtes Kind, das umso deutlicher und ausdrücklicher geliebt werden musste, und aus einem gewissen Stolz auf sich selbst, denn Ivo verkörperte all das, was ihr erstrebenswert erschien, und sicherlich sah sie den Einfluss ihrer Erziehung in ihm am stärksten präsent.

– Was soll ich jetzt tun? In Jubelgeschrei ausbrechen? Und wieso rufst du ausgerechnet mich an? Ich meine, was erwartest du von mir?, sagte ich hilflos und ärgerte mich sofort über meine dämliche Frage, weil ich mich von einer Sekunde auf die andere wieder in die Rolle des kleinen Mädchens, Tuljas Zögling, hineinmanövriert hatte. Es entstand eine Schweigepause in der Leitung. Ich wusste genau, dass Tulja sehr widersprüchlich handelte, gänzlich von ihren Emotionen eingenommen, und nicht immer lange überlegte, bevor sie etwas sagte oder tat, aber in diesem Punkt misstraute ich ihr, weil ich nie ganz dahintergekommen war, in all den Jahren nicht, was sie eigentlich wirklich darüber dachte, über Ivos und meine Geschichte, wie viel genau sie wusste und was sie dazudichtete, was sie sich ausmalte und was genau sie hatte verhindern wollen.

– Oh, es klingelt, er ist zurück. Ich muss ihm aufmachen. Ich rufe dich in ein paar Stunden wieder an. Oder er ruft dich selbst an. Auf alle Fälle erwarte ich dich demnächst hier.

Ich wollte ihr etwas erwidern, aber Tulja hatte schon aufgelegt. Mein Schlafbedürfnis war schlagartig gewichen, ich war hellwach. Ich versuchte meine Gedanken zu ordnen, ging in die Küche, machte Kaffee und setzte mich an die Bartheke, um die Mark so lange gekämpft und die ich noch nie gemocht hatte. Ich zitterte am ganzen Körper, und meine Augen brannten. Ich hielt die Kaffeetasse umklammert und sah aus dem Fenster in den grauen Nieselregen. Ein gewohntes Bild, an das ich mich nie gewöhnen würde. Mein Blick fiel auf meine feuchten Finger und meinen Ehering – schmal, dezent, bei dem ich mich so lange habe nicht entscheiden können, ob er nun der richtige war, um mich mein Leben lang zu begleiten.

Ich wusste, dass sich alles ändern würde, ich wusste, dass es am besten wäre, mich dagegen zu wehren – Mark anzurufen und ihn zu bitten, mich auf seine Geschäftsreise mitzunehmen, den Kleinen zu den Großeltern zu bringen und irgendwohin zu verschwinden, bis die Wolken vorübergezogen waren.

Eines Tages hatte er zurückkommen müssen. Ich hatte es erwartet, mir diesen Moment schon oft ausgemalt und alles Erdenkliche in meinem Kopf durchgespielt. Ich hatte mich gewappnet, mich in einer vermeintlichen Sicherheit gewiegt. Aber bis heute hatte sich alles in meinem Kopf abgespielt. Bis jetzt war ich die Puppenspielerin gewesen und hatte die Fäden in der Hand gehalten.

Die Jahre mit ihm und die vielen durchfochtenen Kriege wegen, mit oder ohne Ivo hatten mir die Sicherheit im Um-

gang mit unserer Vergangenheit nicht genommen; ich hatte mich bewährt, und ich hatte ihn in meinem Leben behalten. Ungeachtet aller guten Ratschläge hatte ich unsere Kinderfotos aufgestellt, hatte Mark die offizielle Version unserer Geschichte erzählt, hatte an seinen Geburtstagen graßlose Päckchen an ihn geschickt – solange ich noch seine Adresse besaß – und bei Geburtstagen immer wieder Toasts auf ihn ausgebracht, was nicht selten zu hitzigen Diskussionen, sogar zu Gebrüll am Tisch führte.

Ich hatte ihn einbalsamiert in eine abgeschlossene Vergangenheit, hatte ihm jeglichen Raum, sich zu entwickeln, genommen, auch dies war mir durchaus bewusst. Ich hatte ihn als das Kind, den Jungen, den Mann in meinem Kopf behalten, der sein Leben mit mir geteilt hatte, der existent war in mir, in meinem Kosmos. Er aber war weg. Er war weg aus meinem Leben und weg aus seinem Leben, das ich so lange als meines betrachtet hatte.

Ich riss mich aus meinen Gedanken, ging ins Badezimmer, nahm eine Dusche, trank noch einen Kaffee und zog mir eine schwarze Hose an. Ich stand vor dem Schrank und versuchte, mich für ein Oberteil zu entscheiden, bekam einen Blackout und starrte die in die Regale gestopften Pullis, T-Shirts und Blusen an. Ich starrte und starrte, als läge darin die Lösung, die Klärung, die Ruhe versteckt, die ich jetzt so dringend benötigte. Ich sah sein Gesicht vor mir, sein Gesicht von damals, als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, und ich legte mir automatisch die Hand auf die Lippen, um nicht aufzuschreien.

Ja, eigentlich fing das Ganze mit dem Ende an. Aber so war es immer gewesen in meinem Leben: Das Familiengefüge, in dem ich aufgewachsen bin, wir aufgewachsen sind, war immer verkehrt. Irgendwann traute ich mich nicht mehr,

meine Verwandtschaft mit Possessivpronomina zu benennen. Denn wenn ich sagte, *mein* Vater oder *meine* Mutter, *mein* Bruder oder *meine* Großmutter, musste ich immer ein *eigentlich* hinzufügen.

- Dein Vater? Und warum wohnst du nicht bei ihm?
- Weil meine Eltern geschieden sind.
- Und warum wohnst du nicht bei deiner Mutter?
- Weil sie in Amerika lebt.
- Aber warum hat sie dich nicht mitgenommen?
- Weil wir es so beschlossen haben.
- Und kommt sie manchmal hierher?
- Nein, wir fahren immer zu ihr.
- Und wieso wohnst du bei Tulja?
- Sie ist die Tante meines Vaters, also meine Großmutter.
- Und wieso wohnst du nicht bei deiner richtigen Großmutter?
- Sie ist meine richtige Großmutter, wir haben keine andere Großmutter.
- Und wieso trägt deine Schwester deinen Namen und dein Bruder nicht?
- Weil mein Bruder adoptiert ist und er den Namen seiner Eltern behalten hat.

Um all das zu vermeiden, sagte ich später: Das ist Leni. Das ist Tulja. Das ist Ivo. Das ist ...

Ich erwachte aus meinem komatösen Zustand mit einem dunkelblauen T-Shirt in der Hand und zog es mir über. Es erinnerte mich an meinen Mann, an mein Kind, daran, dass ich im Hier war, im Jetzt, und dass alles, woran sich mein Hirn gerade festklammerte, vergangen war. Ich atmete tief durch und zwang mich zu einem Lächeln, ich musste wieder Boden unter den Füßen spüren.

Ich suchte das Telefon, das diesmal unter die Bettdecke abgetaucht war, und rief in der Redaktion an.

– Hey, Leo. Ich wollte mich ein paar Tage abmelden, ich muss für die Biennale recherchieren und werde erst Mittwoch wieder ins Büro kommen, ist das okay für euch?

– Oh ... verstehe. Aber was ist mit morgen? Du kommst doch morgen Abend zu uns zum Essen. Nadias Überraschungsfeier, du weißt?

Das hatte ich ganz vergessen.

– Gib mir einfach morgen noch mal Bescheid, ich versuche wenigstens kurz aufzutauchen, okay?

– Ist alles okay?

– Ja. Wieso?

– Du klingst so gehetzt.

– Nur der übliche Familienstress. Kennst es ja.

– Okay, ich klinge morgen kurz durch. Versuch zu kommen. Es wäre ihr wichtig. Ja?

– Ich geb mir Mühe. Mach's gut.

Ich legte auf und schämte mich, dass ich meiner kleinen Familie unterstellt hatte, mich zu stressen. Auch dieses alte Muster kannte ich: dass ich log, dass ich für Ivo log. Ich hatte es so lange nicht mehr tun müssen, und obwohl diese Lüge recht harmlos war, schämte ich mich und wünschte, ich wäre vorher nicht ans Telefon gegangen, wünschte, Tulja, die alte Kuh, hätte mich nie angerufen. Und schon wieder wehrte ich mich dagegen – gegen die Tatsachen. Gegen die Tatsache, ein Leben zu akzeptieren, das außerhalb meiner Vorstellung stattfand.

Ich ging in mein Arbeitszimmer und schaltete den Laptop an. Nach einer Stunde gab ich es auf, saß heulend am Schreibtisch, hielt das Foto meines Sohnes umklammert – als letzten Anker, als letzten Anhaltspunkt –, presste das

Gesicht auf die Tischoberfläche, die Augen zusammengekniffen, und war kurz davor, aus voller Kehle um Hilfe zu schreien.

2.

Auch Ivos Ankunft in unserer Familie war ein Ende, mit dem alles anfing.

Seine Mutter, mit der mein Vater ein Verhältnis gehabt hatte – war tot. Sein Vater vorerst im Gefängnis, wo er einige Jahre später auch starb. Und er selbst verstummt – sich weigernd, auch nur ein Wort an jemanden zu richten. Und ich – die Einzige, die seine Sprache verstehen und für ihn sprechen konnte, was auch der einzige Grund war, warum man Ivo bei uns ließ.

Ich war damals sieben und meine Schwester elf.

Unsere Eltern hatten sich gerade getrennt, und meine Mutter zog ziemlich schnell nach der Scheidung in die USA, um für einen großen Pharmakonzern zu arbeiten, wo sie irgendwelche schädlichen Chemikalien zusammenmixture, in der Hoffnung, die Schäden würden eine hellere und gesündere Zukunft rechtfertigen. Und sie zog dahin wegen James, ja, richtig, James, den sie später heiratete. Sie hatte uns vor die Wahl gestellt, und meine Schwester und ich entschieden uns, obwohl aus heutiger Sicht vollkommen unvorstellbar – aus sehr verschiedenen Gründen dafür, bei unserem Vater zu bleiben, obwohl er eigentlich der Hauptgrund dafür war, dass unsere Familie und unser Leben auseinanderfielen. Aber so kam es nun ...

Meine Mutter hatte auf das Sorgerecht verzichten müssen, obwohl es ihr zustand, sie war müde, sehr müde. Wir alle waren müde. Wäre sie vor Gericht gegangen, wären wir nie-

mals bei Vater geblieben, das hätte man ihm niemals erlaubt, aber sie entschied sich dagegen. Die Frage – im Falle eines Sorgerechtsstreits –, ob Mutter Ivo bekommen und vor allem, ob sie ihn überhaupt hätte adoptieren wollen, habe ich nie wirklich für mich beantworten können.

So wie man es Vater eigentlich nie hätte erlauben dürfen, Ivo zu adoptieren. Aber merkwürdigerweise blieben wir alle bei ihm.

Meine Schwester hatte sich von meiner Mutter abgewandt – sie konnte nicht begreifen, warum sie einen Mann verlassen wollte, der Grund dafür war, eine Frau zu erschießen, sie blieb bei Papa aus Trotz, denn bis zu dem Zeitpunkt war er ihr mehr oder weniger fremd gewesen. Im Gegensatz zu mir hatte sie als Kleinkind keine allzu starke Bindung zu ihm, sie blieb, um Mutter zu verletzen, der sie nicht verzeihen konnte, dass sie vorhatte zu gehen, dass sie einen anderen Mann lieben lernte, dass sie es in Erwägung zog, für ihr Glück zu kämpfen, im Notfall auch ohne uns.

Ich blieb bei ihm, weil ich Angst hatte, man würde Mama Ivo nicht geben und uns somit voneinander trennen.

Meine Mutter, hysterisch und wie eine Furie kreischend, stritt sich mit unserem Vater; ein Dreivierteljahr dauerte das Kreischen, und am Ende setzte sie sich einfach vor meiner Schwester und mir hin und fragte, wo wir Kinder denn gern leben würden. Heute denke ich, dass es das Ehrlichste und Aufrichtigste war, was sie als Mutter für uns tun konnte: uns unsere Freiheit zu lassen. Uns nicht zwangsweise in die erdrückende Fremde eines anderen Landes zu versetzen. Und trotzdem verzieh es ihr meine Schwester nie, und trotzdem blieb immer ein Loch in mir, eben weil sie uns vor diese Entscheidung gestellt hatte, der wir niemals gewachsen hätten sein können.

Sie überließ uns unserem immer schlimmer herumvögeln-
den und trinkenden Vater, der sich des Sohnes seiner toten
Geliebten annahm. Mein Vater, der diesmal aus Schuld-
gefühlen anfang, alles abzuschleppen, was weiblich war und
zwei Beine hatte, der seinen Job verlor und nun auf Kosten
seiner Kinder lebte, die die Mutter dank Pharmaindustrie
und James unterhielt. Vater war völlig überfordert, und das
war der Moment, in dem Tulja in unser Leben trat.

Tulja war die Tante meines Vaters, eine mehrfach geschie-
dene, kinderlose Dame, damals noch mittleren Alters, sie
hatte als Haus eine umgebaute Scheune, fuhr einen alten
Truck und besaß keine Katzen, obwohl man das bei ihr er-
wartet hätte. Sie liebte Gedichte und alle Dichter, die tot
waren, hörte italienische Opernarien und lebte von einem
alten Bootsverleih, den ihr ihr zweiter oder dritter Mann
hinterlassen hatte. Merkwürdigerweise sprach sie kaum
über ihre Ehemänner. Denn ihr Leben bestand aus einer
Vielzahl von Geschichten, von erfundenen und von wahren
Geschichten, an die sie selbst irgendwann so fest glaubte,
dass sie zu einer einzigen großen Lebensgeschichte ver-
schmolzen und es unmöglich wurde, Reales von Erfunde-
nem zu trennen. Reales wirkte bei Tulja immer erfunden.
Sie glaubte an Astrologie, Mystik und an die Natur. Sie
habe persisches Blut in ihren Adern, behauptete sie, und ein
Gesicht wie eine babylonische Königin – das sah man! –,
sehr besondere Gesichtszüge, die auch mein Vater geerbt
hatte und denen man unter anderem seine Anziehung auf
Frauen zuschrieb.

Als ich neun wurde, zogen wir zu ihr ans Meer, nach Nien-
dorf, in ein verschlafenes Küstendorf. Meine Schwester, Ivo
und ich. Mein Vater nahm uns an den Wochenenden zu

sich, und die Julimonate verbrachten wir in Newark, New Jersey, wo Mama gemeinsam mit James für Merck & Co chemische Experimente durchführte. Im Sommer taten wir immer so, als wäre unser Leben mit Vater märchenhaft und Tulja ein kleiner Pluspunkt zusätzlich, denn unsere Scheune, unser alkoholkranker Vater samt seinen schnell wechselnden Damen, unsere absolut wahnsinnigen Bootstouren, die wir auf eigene Faust unternahmen, und Tuljas widerliche Quittenmarmelade – all das erschien uns viel angenehmer als Newark und Mutters verzweifelnde Versuche, uns an sich zu binden.

Das Merkwürdige daran war, dass es von uns dreien letztlich nur Ivo war, der ihr das Gefühl gab, auch weiterhin unsere Mutter zu sein, und ihr die Sicherheit vermittelte, dass wir sie keinesfalls würden ersetzen können, geschweige denn ersetzen wollen. Das war so, seitdem er sich gefangen und die Sprache wiedergefunden hatte und er in den Newarker Sommern unserer Mutter eine Illusion der Nähe vorgegaukelt hatte.

Jeder von uns litt an unserer nicht vorhandenen Familie. Ivo schwieg, ich versuchte möglichst unauffällig zu bleiben, am besten unsichtbar zu werden und mich nur darauf zu konzentrieren, als eine Art Sprachrohr für Ivo zu dienen, und meine vier Jahre ältere Schwester Leni kapselte sich zunehmend ab. Sie schien die sichtbarsten Schäden davongetragen zu haben, obwohl sie es sich nicht eingestehen wollte. Sie begann mit Schuldzuweisungen, gab vor allem unserer Mutter und Ivo für alles die Schuld und verlernte es zu lächeln.

Auch Mutter litt, stritt sich mit James und überhäufte uns mit unzähligen sinnlosen Geschenken oder unternahm hektische Ausflüge mit uns in unzählige Wild- oder Natio-

nalparks. Sie setzte sich noch auf unsere Bettkanten, als wir aus dem Alter längst heraus waren, in dem wir uns über Gutenachtgeschichten gefreut hätten.

Ich vermisste sie schrecklich, war aber zu stolz, ihr das zu zeigen, und tat andauernd so, als wäre unser Leben die pure Normalität. Ich spielte die unkomplizierte Tochter, und Ivo, der schon damals ein phänomenales Gespür für Menschen hatte, fügte sich, war weich, anschmiegsam, redselig, voller Lust auf die lästigen Wandertouren und Ausflüge, voller ehrlicher Begeisterung für alles, was meine Mutter mit uns veranstaltete.

Wir fanden uns damit ab, gewöhnten uns daran, dass unser Leben so war, wie es war, nachdem Leni endlich damit aufgehört hatte, Ivo zu bestrafen, dafür, dass er das Unglück ihrer Familie verkörperte. So war es eine fast glückliche Kindheit, ein wenig verrückt, ein wenig abenteuerlich, ein wenig verwahrlost und fast übervoll mit Liebe, die die verstörten Erwachsenen uns angedeihen ließen und die nie recht gesund sein konnte, oder uns zumindest in nicht gesunder Form verabreicht wurde.

So weit die Version meines Lebens, die ich später meinem Mann, meinen Freunden und ein paar guten Bekannten anvertraute. Ich habe viel dafür getan, dass man uns zugestand, uns als Familie zu bezeichnen. Den Rest machte ich mit mir aus. Den Rest machte ich mit Ivo aus.

Er rief an, nachdem ich mir das verheulte Gesicht gewaschen und mir noch eine Tasse Kaffee eingegossen und die Hoffnung aufgegeben hatte, den Tag wie gewohnt in eine gewisse Ordnung zu bekommen und zu überstehen.

Er erklärte nichts, sagte nur, er werde vorbeikommen, ob ich da sei, ob ich etwas dagegen habe. Er sei in der Stadt un-

terwegs, da könne er mich doch sehen. Ich antwortete nichts, ich nickte nur stumm. Er versprach, in vierzig Minuten da zu sein.

Die Zeit, die mir blieb, verbrachte ich in eine Decke eingewickelt auf dem Balkon. Ich schaute auf die Straße hinunter. In der Ferne das Tuten der Schiffe, und das Geräusch wiegte mich in einen traumartigen Zustand. Und endlich hörte mein Kopf auf zu dampfen und zu ächzen. Ich machte mir nicht die Mühe, mich zu schminken, um mir ein Gesicht aufzumalen, das meine Angst überdecken könnte.

Er kam pünktlich. Ich stand lange an der Tür, bevor ich ihm öffnete, versuchte meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen. Er trug eine schwarze Lederjacke, sein Haar war wie immer sehr kurz geschoren. Er erschien mir größer als in meiner Erinnerung, und ich fragte mich, ob auch Erwachsene noch weiter wachsen oder ob die Zeit diesen Effekt verursacht. Er lächelte mich an, hielt eine winzige Blume in der Hand; es war ein Schneeglöckchen aus Tuljas Garten – ich musste lachen.

Wir sagten nichts, er begann wie eine Hyäne in meiner Wohnung herumzuschleichen, begutachtete die Zimmer, blieb vor den Fotos stehen, die auf einem Regal aufgestellt waren. Er betrachtete lange das Bild von Theo und stellte es abrupt wieder hin. Irgendwann setzte er sich an unsere Bartheke und meinte:

– Die Theke ist ja richtig unspießig!

Das war der erste Satz, den ich nach fast sieben Jahren von Ivo zu hören bekam. Danach fragte er, ob er etwas zu trinken haben könnte.

– Gin Tonic, so was wäre toll. In so einer Wohnung habt ihr bestimmt Gin und Tonic, oder?

- Mark und ich trinken ab und zu Gin, deswegen müsste noch welcher da sein, nicht weil ich denke, dass es in *so einer Wohnung* Gin geben muss. Und die Bartheke ist völlig in Ordnung!

- Hey, fühlst du dich etwa angegriffen?

- Lass das.

Nachdem ich den Satz ausgesprochen hatte, fühlte ich mich ein wenig sicherer. Und sehr schnell war die Erinnerung wieder da, sehr schnell war diese böse Leichtigkeit zurückgekehrt.

Ich gab nach, ich gab auf und mixte ihm einen Gin Tonic. Ich musste nicht lange überlegen, ich schenkte auch mir ein Glas ein. Es war ein Uhr mittags.

Er lächelte und drückte sein Glas an die Lippen.

- Du bist älter geworden. Aber die kleinen Lachfalten, ich mag sie, und du hast irgendwie dunklere Haare bekommen. Ich find übrigens deine Wohnung nicht schlecht. Aber schon seltsam, dass du jetzt so lebst. Wie auch immer, Tulja scheint ja sehr angetan von deinem Mann, das ist doch ein gutes Zeichen.

Tulja musste das Blaue vom Himmel gelogen haben, denn sie hielt Mark für einen Langweiler und hatte mir sogar zuerst Hausverbot angedroht, als ich ihr verkündet hatte, ihn zu heiraten.

- Ist das so, stöhnte ich und trank einen Schluck. Die wärmende, leicht benebelnde Wirkung des mittäglichen Alkohols machte mich endgültig frei von mir selbst.

- Ich bin froh, dich zu sehen. Du siehst wunderschön aus. So wie ich mir immer vorgestellt habe, dass du mit Mitte dreißig aussiehst. Du bist wirklich eine, die spät erblüht. Deine besten Jahre werden noch kommen!

- Ivo, was redest du da für einen Unsinn! Es ist eine Frech-

heit, dass du hier plötzlich so einfach auftauchst. Wo warst du so lange? Warum hast du mir nie geantwortet, warum hast du ...

- Das war unser Deal.

- Scheiß auf den Deal. Ich hatte Angst um dich. Ich ...

- Frank hat immer gewusst, wo ich mich aufhielt. Tulja wusste auch Bescheid, daher. Und Gesi hat dir bestimmt jede Woche etwas von mir erzählt.

- Du weißt genau, was ich meine. Du glaubst doch nicht, dass ich jemanden nach dir frage, wo du lebst oder auf welchem Kontinent du dich gerade aufhältst!

- Du hast es so gewollt, Stella. Also mach mir keine Vorwürfe. Du hast es so beschlossen.

- Und warum sitzt du dann hier, wenn ich beschlossen habe, dass wir uns nicht mehr sehen?

- Weil ich mich aus Prinzip nie an Abmachungen halte.

Ich sah ihn an und musste ein Lachen unterdrücken. Er war nach wie vor schön, von der fast schon traurigen, beängstigenden Schönheit eines einsamen Menschen. Eines Menschen, der an sich selbst verzweifelt. Seine leicht mandelförmigen Augen - dunkelgrau, wässrig, mit mädchenhaften Wimpern - waren nach wie vor voller Geheimnisse, die ich so lange zu entschlüsseln versucht hatte, und auch sein spitzbübisch-leichtes Grinsen um die Mundwinkel herum war unverändert geblieben. Meine Liebe zu ihm war wie eine Wunde, die niemals wirklich heilen wollte.

- Also, um es kurz zu machen: Ich lebe immer noch in New York. Wenn man das als Leben bezeichnen kann.

Er holte seine Zigaretten aus der Tasche. Ich überlegte, wann ich meine letzte Zigarette geraucht hatte.

- Ich bin viel unterwegs, habe mich selbstständig gemacht, die Aufträge sind ganz gut, ich nehme alles, was die an-

deren nicht machen. Die letzten drei Monate war ich in Kabul. War manchmal schon ein wenig ungemütlich. Aber ich und mein Freund Krieg, wir verstehen uns immer noch blendend. Ich bin nicht verheiratet, sonst hätte ich die Familie sicherlich zur Hochzeitsfeier eingeladen. Gesi sehe ich oft. James kränkelt in letzter Zeit, aber Gesi kommt mich besuchen, wenn ich in New York bin, und wir streiten uns weiterhin über Tierversuche und Giftstoffe. Aber das macht ja nichts. Die Welt ist gleich geblieben, ist schon ein Wunder, dass ich sie nicht habe retten können. Du siehst, mir geht's gut, Stella. Du hast mir ab und zu gefehlt. Das war's eigentlich. Und mit der Liebe klappt es auch ganz gut für die zwei, drei Monate, die ich an einem Ort verbringe.

Er war aufgestanden und schaute aus dem Fenster.

- Ich würde gern dein Kind sehen!, sagte er plötzlich, und ich stellte fest, dass sein Deutsch durch das Englische weicher geworden war und es seiner Stimme schmeichelte.

- Du kannst ihn kennenlernen.

- Und werde ich auch deinen Mann kennenlernen?

- Ja, du kannst auch meinen Mann kennenlernen.

Eine Weile sahen wir beide aus dem Fenster. Schließlich fasste ich Mut und fragte ihn:

- Wieso bist du wiedergekommen?

- Ich hatte auf einmal das Gefühl, nicht mehr zu wissen, wer ich bin. Ich denke, man kann sein Leben nicht auf *fast forward* stellen. Das habe ich aber getan, und eine ganze Weile hat es funktioniert. Ich muss nun aber zurückspulen. Ich muss zurückspulen, und das geht nicht ohne Frank, ohne Tulja, ja sogar Leni brauche ich vielleicht, aber vor allem brauche ich dich, Stella. Ich muss wieder hier sein, eine Weile muss ich das. Dein Gin Tonic ist wunderbar ge-

mixt. Früher konntest du es nicht. Ich vermute, eine Er-rungenschaft der letzten Jahre.

– Wir haben das Kapitel endgültig abgeschlossen, Ivo. Und ich denke nicht, dass es richtig wäre, jetzt ...

– Wir haben gar nichts abgeschlossen, mach dir doch nichts vor.

Seine Stimme wurde auf einmal kalt, distanziert, leicht ver-ächtlich. Diese ungemaine Kälte, die er ausstrahlte, wenn er Angst hatte, zurückgewiesen zu werden. Wie hatte er mir da-mit wehgetan, obwohl ich wusste, dass sie gespielt war, dass er nur so tat, aber er spielte es so überzeugend, dass es un-möglich war, in dem Moment nicht davon getroffen zu sein.

– Es ist abgeschlossen, Ivo, ich habe ein neues Leben. Ich habe andere Prioritäten jetzt. Vor allem habe ich ein Kind, dessen Glück mir wichtiger ist als irgendwelche Befindlich-keiten. Ich habe meinen Frieden gefunden.

– Deinen Frieden hast du also gefunden? Schön, sehr schön. Pass auf, Stella, du musst mir helfen, und vielleicht kann ich dann dir helfen.

– Helfen, mir helfen? Mir ist bereits geholfen, ich brauche keine anderweitige Hilfe. Und dir? Wie soll ich dir helfen? Wie stellst du dir das vor? Du bist deinen Weg gegangen. Du bist ein anderer als der von *damals*. Du hast jetzt andere Erfahrungen, andere Gefühle, andere Gedanken. Ich kann nicht so tun, als läge keine Zeit dazwischen. Es macht mir was aus, nach wie vor, ich bin verwirrt, überfordert, weil du hier bist, und ich bin froh, vielleicht auch erleichtert, dich hierzuhaben. Aber ich weiß nicht, was ich tun kann. Wenn du reden willst, dann reden wir, aber das war's dann auch, Ivo.

– Ich muss mich nur ein wenig erinnern. Und du kannst mir dabei helfen, nicht wahr?

Ich verweigerte ihm eine Antwort, und so blickten wir beide für ein paar Minuten schweigend in unsere Gläser. Das Telefon läutete, ich sprang auf und begann, es zu suchen. Das verhasste Telefon versprach mir einen Aufschub, gab mir die Möglichkeit, zu entfliehen. Ich fragte mich, warum ich mich wieder so hoffnungslos ausgeliefert fühlte – Ivo, unserer Vergangenheit oder dem, was nun kommen sollte –, aber ich verspürte Erleichterung, im Telefonhörer eine fremde Frauenstimme zu hören.

– Wer spricht da?

Der Name sagte mir nichts.

– Hier ist die Betreuerin von Theos Nachmittagsgruppe. Ich wollte fragen, weil Theo ist nicht abgeholt worden, und montags ist er normalerweise nicht in meiner Gruppe. Da geht er immer zum Fußballtraining, wenn ich mich nicht irre, und da wollte ich einfach ...

Und schon wieder hasste ich das Telefon!

– Oh mein Gott! Ich bin in zwanzig Minuten da. Könnten Sie so lange ...?

– Ja, sicher, kein Problem.

– Mein Mann und ich, wir haben da was durcheinandergebracht.

Schon wieder log ich.

Ivo war aufgestanden und befasste sich wieder mit den im Regal aufgestellten Familienfotos.

– Ich muss los. Ich muss Theo abholen.

– Das können wir doch zusammen machen.

– Ich glaube, es ist besser, wenn ich allein gehe.

– Doch, klar. Da kann ich ihn kennenlernen.

– Das ist wirklich nicht der passendste Augenblick, Ivo!

Aber er hatte schon sein Glas geleert und seine Lederjacke in die Hand genommen. Ich spürte den Alkohol, den ich

Nino Haratischwili

**MEIN
SANFTER
ZWILLING**

Roman

btb

Nino Haratischwili**Mein sanfter Zwilling**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74550-0

btb

Erscheinungstermin: August 2013



Eine Liebe, die nicht sein darf und die doch alles verschlingt.

Ivo und Stella, Wahlverwandte und Schicksalsgenossen seit frühester Kindheit, sind in leidenschaftlicher Liebe miteinander verbunden. Jeder Versuch, ohne einander zu leben, sich dem Reigen wilder erotischer Begegnungen und hasserfüllter Streits zu entziehen, scheitert. Haratischwilis Roman erzählt die Geschichte dieser fatalen Liebe und enthüllt dabei Schicht für Schicht ein Familiendrama, das Stella und Ivo wie Zwillinge für immer aneinander kettet.

[Der Titel im Katalog](#)